II.

Lautliche Beobachtungen und Hörübungen.

Aufser den verschiedenen Formen des Ausspracheunterrichts, die in Paris dem neusprachlichen Lehrer für die praktische Aneignung der französischen Aussprache zur Verfügung stehen, bietet nach andrer Richtung hin die Beobachtung des sprechenden Volkes ein reiches Feld zum Studium und zur Übung der Aussprache desselben. Diese Beobachtung ist neben jeder systematischen Unterweisung unentbehrlich und verfolgt zum Teil andere Ziele als diese. Ihre Wichtigkeit für das Studium und die praktische Ausbildung des neusprachlichen Lehrers würde allein schon den Aufenthalt desselben im Auslande zur Notwendigkeit machen. Denn nur im Auslande ist es möglich, auf Grund dieser eignen Beobachtungen die Auffassungsfähigkeit des Gehörs für charakteristische Formen der fremden Aussprache zu erwerben, die sowohl für die eigne Wiedergabe der fremden Laute als auch für die Kontrolle der Schüleraussprache im Unterricht unentbehrlich ist. Nicht nur durch eignen Gebrauch der fremden Sprache im Verkehr mit Angehörigen der fremden Nation, sondern erst durch mannigfach wechselnde Beobachtungen an der Aussprache- und Sprechweise im Gespräch der letzteren untereinander findet das Gehör diese Fähigkeit zur feineren Auffassung der Lautnuancen, zur Unterscheidung der allgemeinen und charakteristischen Züge der nationalen Aussprache von den nebensächlichen und individuellen lautlichen Erscheinungen.

Man könnte in Anlehnung an den Begriff des Sprachgefühls von einem Aussprachegefühl reden. Aus zwei Elementen würde dasselbe sich zusammensetzen, aus dem Be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wegungsgefühl der Sprachorgane, das für die Beherrschung der Artikulationsbasis nötig ist, und einer eng damit verbundenen Disposition des Gehörs zur Unterscheidung der für eine Sprache oder Mundart charakteristischen Laute von den Lautformen, die ihnen nicht eigentümlich sind. Wenn jenes Bewegungsgefühl der Sprachorgane auf bewufstem Wege sehr wohl durch phonetische Studien und Übungen gebildet werden kann, so ist für die Ausbildung der Auffassungs- und Unterscheidungsfähigkeit des Ohrs das vollkommenste und ausgiebigste Mittel nur die Beobachtung inmitten des sprechenden Volkes, die weder durch das Vorsprechen eines einzelnen noch durch phonetische Umschrift ersetzt werden kann. Auch diese Beobachtung mufs allerdings erst erlernt werden, und ihr Erfolg ist abhängig von einer natürlichen Anlage und einer gröfseren oder geringeren Summe von Vorstellungen wissenschaftlicher oder praktischer Natur, die in verschiedenem Grade die Apperzeption der neuen Eindrücke begünstigen.

Es mufs als selbstverständlich gelten, dafs jeder, der die französische Aussprache im Ausland nach eigner Beobachtung studieren will, mit den Grundzügen der französischen Phonetik vertraut ist und auch über besondere lokale Eigentümlichkeiten der französischen Aussprache sich Kenntnis verschafft hat, soweit die phonetische Litteratur sie bietet. Eine Übersicht dieser Litteratur giebt Vietor in seinen *Elementen der Phonetik*, IV. Aufl. Leipzig 1898. Aufser diesem Werke dienen als Grundlage für phonetische Beobachtungen am Französischen: Beyer, *Französische Phonetik für Lehrer und Studierende*, II. Aufl. Cöthen 1897, Beyer-Passy, *Elementarbuch des gesprochenen Französisch*, Cöthen 1893 nebst *Ergänzungsheft*. Lautgeschichtliche Fragen finden Berücksichtigung bei Koschwitz, *Zur Aussprache des Französischen in Genf und Frankreich*, Zeitschr. f. franz. Spr. u. Litt., Supplementheft VII, 1892. Die Bedürfnisse des Unterrichts werden in den Vordergrund gestellt bei Quiehl, *Französische Aussprache und Sprechfertigkeit*, III. Aufl. Marburg 1899. Von individuellen Eigentümlichkeiten der in Paris vertretenen Ausspracheformen finden sich ausführliche Proben in den phonetischen Texten von Koschwitz, *Les Parlers Parisiens*, II. Aufl. Marburg 1898.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Studium der „guten Pariser Aussprache", die als Norm für die Aussprache des Französisch überhaupt gelten soll, wird oft als Hauptzweck eines neusprachlichen Studienaufenthaltes in Paris betrachtet. Schwer dürfte es aber trotz der Versicherungen der Pariser Aussprachelehrer halten, eine solche allgemeine Norm für französische Aussprache in der lebendigen Sprache des Pariser Lebens zu entdecken.[1]) Mag auch im allgemeinen die gebildete Aussprache des Französischen weit gleichmäfsiger sein als die des Deutschen, so zeigt doch auch die französische Aussprache so mannigfaltige Verschiedenheiten, die entweder von äufseren Umständen, von dem Gegenstande der Rede oder dem individuellen Zustande des Sprechenden abhängig sind, dafs eine einheitliche Norm der französischen Aussprache nur als Abstraktion erscheinen kann. Dazu kommen in der Aussprache der Pariser Bevölkerung einige Erscheinungen, die zum Teil dialektalen Ursprungs sind, zum Teil als Ergebnisse einer jungen Sprachentwicklung angesehen werden müssen und entweder bereits eine allgemeinere Geltung erlangt haben oder auch schon wieder im Zurückweichen begriffen sind. Solche Schwankungen treten zu Tage in der Klangfarbe der Vokale, besonders des **e** in *mes, les, des, sait, fait, maison* u. s. w., der Aussprache des auslautenden, sogenannten „stummen" **e**, der Endkonsonanten in *il, notre,* der sogenannten mouillierten **l** und **n**, dem Wechsel zwischen stimmhaften und stimmlosen Konsonanten (z. B. **t** für **d** und umgekehrt) u. s. w.

Für die Beurteilung derartiger Erscheinungen sind in vielen Fällen kritische Erwägungen über die begleitenden Umstände nicht zu entbehren. Auch stellt ihre Beobachtung selbst infolge der geringeren oder gröfseren Deutlichkeit und Bequemlichkeit der Darbietungen mehr oder minder hohe Anforderungen an die Auffassungsfähigkeit des Gehörs. Insbesondere tritt in dieser Beziehung ein grofser Unterschied zu Tage in den Aussprachеformen, die auf der Bühne, in der gehobenen Rede des Vortrags und im Ton der geläufigen Unterhaltung des alltäglichen Lebens angewandt wird.

---

1) Vgl. Koschwitz Einleitung zu den *Parlers Parisiens.*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die französische Bühnenaussprache der grofsen Pariser Theater ernster Richtung, des Théâtre-Français und des Odéon, hält sich im allgemeinen von gewissen Neigungen fern, die in neuster Zeit in der Aussprache des täglichen Lebens sich geltend gemacht haben, und vermeidet z. B. die geschlossene Aussprache des **e** in *mes, les, des* u. s. w. und die dunkle Färbung des nasalen **a.** Aufser diesem konservativen Bestreben, das der ernsten Bühnensprache in gewissem Sinne einen archaistischen Charakter verleiht, üben natürlich metrische und deklamatorisch-rhetorische Momente einen grofsen Einfluſs auf sie aus, der unter anderem in der Aussprache gewisser Endkonsonanten und des tonlosen **e** am Wortende sowie in der Behandlung des Accentes seinen Ausdruck findet. Eine wesentliche Erleichterung und Bequemlichkeit für die Beobachtung des Bühnenvortrages gewährt die Möglichkeit, ihn mit dem Texte in der Hand genau verfolgen zu können. Untersuchungen dieser Art, die allerdings nicht auf phonetischer Grundlage beruhen, sind bereits veröffentlicht worden.[1])

Bei längeren Vorträgen ist für die lautliche Beobachtung der Umstand günstig, daſs im Zusammenhange der Rede dieselben oder ähnliche Lauterscheinungen sich wiederholen. Die Leichtigkeit und Genauigkeit der Beobachtung wird hier dagegen für den Anfänger oft durch die Schnelligkeit des Redetempos beeinträchtigt, die auch bei Predigten zuweilen ziemlich grofs ist. Neben individuellen Sonderheiten, die in der Rednersprache zur vollen Entfaltung kommen, tritt auch hier wie bei der Bühnensprache die Behandlung des Accents, der Vokalquantität und des tonlosen **e** am Wortende als rhetorische Wirkung zu Tage.

Eine weit höhere Anforderung an die kritische Schulung des Gehörs stellt die Beobachtung der reichen und mannigfaltigen Fülle von Gestaltungen in der Sprache des alltäglichen Verkehrs. Denn hier kommen bunt durcheinander alle jene Schwankungen in der Aussprache zur Geltung, die dialektaler Natur sind oder auf eine junge Sprachentwickung hinweisen, alle

1) Block, *Zur Aussprache des Französischen. Beobachtungen über die Aussprache der Schauspieler der Comédie française und des Odéon zu Paris.* Zeitschrift für französische Sprache u. Litteratur XIV, 236.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jene Unterschiede im Sprechtempo und der Modulation, in der Betonung und im Klange des gesprochenen Wortes, die durch Stand und Bildungsgrad, durch individuelle Veranlagung der Sprachorgane, durch das Temperament und die augenblickliche Stimmung bedingt sind.

Eine Erörterung dieser verschiedenartigen Gestaltungen nach ihrer Ursache und ihrem inneren Zusammenhange bietet ohne Zweifel ein hohes wissenschaftliches Interesse, da sie gewissermafsen ein Stück geschichtlicher Lautentwicklung darstellen, das der unmittelbaren Beobachtung an der lebenden Sprache zugänglich ist. Solche wissenschaftliche Studien können jedoch nicht der wesentliche Zweck einer neusprachlichen Studienreise sein, die vor allem der praktischen Ausbildung dienen soll. Im Sinne dieser letzteren dürfte aber die eingehende Beobachtung jener Ausspracheschwankungen wohl auch geeignet sein, ein Urteil über die einander oft widerstrebenden Grundsätze einer allgemeinen Norm der französischen Aussprache zu bilden und damit wenigstens eine subjektive Norm dieser Aussprache für den Beobachter selbst zu begründen.

Bei derartigen Beobachtungen kommt es nicht etwa ausschliefslich darauf an, neue Thatsachen zu konstatieren oder besondere Einzelheiten und Abweichungen von einem allgemeineren Gebrauch zur Mitteilung und Verwertung im Unterricht zusammenzutragen. Mögen auch gewisse Ergebnisse der Beobachtungen eine Bereicherung der Kenntnisse wenigstens des Beobachters selbst darstellen, mag auch das persönliche Urteil desselben über die Berechtigung einiger besonderer Formen durch die eignen Beobachtungen gebildet oder bestätigt worden sein und auf die Auswahl des im Unterricht darzubietenden Stoffes seinen Einfluſs ausüben, ein Hauptzweck, den die Beobachtung solcher Schwankungen haben soll, bleibt trotz alledem die subjektive Ausbildung des Gehörs und auf Grund derselben und im Zusammenhange mit ihr die Entwicklung des Urteils über lautliche Erscheinungen überhaupt. Damit werden die Beobachtungen der Ausspracheschwankungen zu Hörübungen. Die objektiven Thatsachen, die sich aus ihnen ergeben, brauchen an sich nicht neu zu sein, wenn sie es auch für den Beobachter vielleicht oft noch sind; der Weg,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf dem sie nochmals gefunden und bestätigt werden, ist bei diesen Hörübungen die Hauptsache und führt nicht nur zur Erweiterung der positiven Kenntnisse des Beobachters, sondern vor allem zur Erhöhung seiner Urteilsfähigkeit in Bezug auf lautliche Wahrnehmungen, die ihm auch für die Auffassung und Berichtigung der Schülerfehler in seinem eignen Unterrichte unentbehrlich ist.

Bei aller Wertschätzung, die der Franzose einer sorgfältigen Artikulation seiner Muttersprache zu teil werden läfst, und trotz oder vielmehr wegen des grofsen Selbstbewufstseins, mit dem der Pariser im besondern seine eigne Aussprache für mustergiltig hält, kann man im allgemeinen dem Urteil eines nicht phonetisch gebildeten Parisers in Fragen, welche die Aussprache betreffen, kein unbedingtes Zutrauen entgegenbringen. Die Pariser sind, wie Abbé Rousselot nach seiner reichen Erfahrung versicherte, insofern schlecht für Phonetik begabt, als sie es nicht verstehen, feinere Nuancen der Vokalklänge mit dem Ohr zu erfassen und verschiedene Fälle der Vokalquantität, die fast stets mit Unterschieden im Vokalklang zusammenhängen, auseinanderzuhalten. Die Möglichkeit der lautlichen Differenzierung mancher Wortformen ist dadurch im Laufe der Zeit verloren gegangen. Während im Anfang des 19. Jahrhunderts (nach Rousselots Mitteilungen) in *bouquet* ein kurzes geschlossenes **e**, in *bouquets* ein langes offnes **e**, in *ami* ein kurzes offnes **i**, in *amis* ein langes geschlossenes **i** gesprochen wurde, ist jetzt jeder Unterschied in der Aussprache der Singular- und Pluralformen dieser Worte geschwunden. — Andrerseits mögen auf dem Mangel in der Unterscheidungsfähigkeit der Vokalklänge manche jener lautlichen Entwicklungen neuster Zeit beruhen, die zu Schwankungen in der Aussprache gewisser Laute geführt haben. Diese Schwankungen finden sich im zwanglosen Gespräch wie in gehobener Rede, auch in der Sprechweise derselben Person und in der Aussprache desselben Wortes, ohne dafs der Sprechende selbst sich immer eines Unterschieds in seiner Aussprache bewufst ist. Von französischen Sprachgelehrten und Phonetikern, wie G. Paris und Rousselot, werden sie zum Teil als Beeinträchtigungen der lautlichen Reinheit des Französischen bekämpft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zu diesen schwankenden Erscheinungen gehört in gewissen Fällen die Aussprache des **a**. Von vornherein sind allerdings mehrere bestimmte Formen dieses Lautes zu unterscheiden, über die bereits öfter eingehende Erörterungen angestellt worden sind.[1]) Zwei **a** werden meist unterschieden, das „reine" oder „neutrale" **a**, der offenste Laut der ganzen Vokalreihe *(âme)* und das „palatale", enge, nach offnem **e** neigende **a** *(madame)*. Koschwitz unterscheidet drei Arten als tiefes, mittleres und offnes **a**, die aufserdem in verschiedenen Quantitäten vorkommen. Schon diese zwei oder drei Unterscheidungsformen des **a** sind aber nicht durchweg auf bestimmte Fälle gesetzmäfsig verteilt, und die verschiedenen Beobachtungen über eine derartige Verteilung, ja sogar über das Vorkommen der einzelnen Formen in denselben Worten, weichen mehrfach voneinander ab.[2]) Wenn diese Unterscheidung der **a**-Laute im allgemeinen für praktische Zwecke genügen mag, so dürften sich doch für eine genaue Beobachtung, die auch individuelle Eigenart berücksichtigt, weit mehr als zwei oder drei bestimmte Klangfarben des **a** herausstellen. Eine mittlere Nuance des **a**, derjenige Laut, bei dem sich die Zunge nahezu in ihrer Ruhelage befindet, ist gewissermafsen der einzige reine Vokal im eigentlichen Sinne, da er ohne eine wesentliche gutturale oder palatale Artikulation der Zunge gesprochen wird, die bei den nach **o**, resp. nach **e** neigenden Formen eintritt. Auch dieses neutrale **a** zeigt natürlich individuelle Klangunterschiede, die von dem Bau der Sprachorgane abhängig sind.

Aufserdem scheint aber im Französischen eine allgemeine Neigung zur Verdunkelung des **a** namentlich im Auslaut der Sprechtakte sich bemerkbar zu machen. Ich habe sie öfter gehört und konnte unter anderem bei derselben Person (im Vortrage des Prof. Raguet) kurz hintereinander *je n'ai pas* mit dunklem und *pas du tout* mit hellem **a** vernehmen.

---

1) Vgl. Vietor, *Elemente* S. 106, Beyer, *Phonetik* S. 22, Koschwitz, *Zur Aussprache des Französischen* S. 12—18, Quiehl, *Franz. Aussprache* S. 26 u. 60, Passy im *Maître phonétique* 1890, Thudichum, *La prononciation de l'a français,* Phon. Stud. X, 22.

2) Vgl. Vietor, *Elemente* S. 108, Anm. 3.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vielleicht hängt mit dieser Neigung zur gutturalen Artikulation des reinen **a** die sehr dunkle Aussprache des nasalen **a** zusammen, die fast wie nasales **o** klingt. Sie ist meines Wissens in unserer phonetischen Litteratur noch nicht ausführlich erörtert worden und wird nur von Vietor[1]) und Jespersen[2]) erwähnt, und doch hat sie in der Pariser Aussprache aller Stände, in vortoniger wie betonter Silbe, einen breiten Raum gewonnen, wenngleich Rousselot sie für eine Erscheinung allerneusten Datums erklärt, die durchaus nicht nachzuahmen sei. Läfst man die für den Franzosen nicht unwichtige Frage über den Unterschied im Wohllaut der beiden Klänge unberücksichtigt, so spricht ein gewisses Bequemlichkeitsmoment für die naturgemäfse Entwicklung des nasalen **a** zu nasalem **o**. Das letztere ist leichter zu sprechen als das erstere, da die weiter zurück liegende gutturale Zungenartikulation des **o** die nasale Resonanz gegen diejenige des Mundraums wesentlich zu begünstigen scheint. Auf demselben Umstande beruht ja einerseits die Schwierigkeit, die palatalen Vokale, insbesondere das **i**, nasal auszusprechen, und andrerseits der nasale Klang der amerikanischen Aussprache des Englischen, der wahrscheinlich mit der für dasselbe experimentell nachgewiesenen weit zurückliegenden Artikulation der Vokale und Konsonanten zusammenhängt.

Eine ähnliche schwankende Erscheinung, die aber noch unbestimmter auftritt und noch weiter von einem Abschlufs ihrer Entwicklung entfernt ist als die Schwankungen im Gebrauch der verschiedenen Lautnüancen des **a**, ist der Wechsel zwischen offenem und geschlossenem **e** in *mes, les, des* und einigen anderen Wörtern, wie *j'ai, je sais, gai* etc. Koschwitz[3]) giebt im Anschlufs an Thurot[4]) sowie auf Grund seiner eignen Beobachtungen in der Schweiz und in Frankreich sehr interessante Aufschlüsse über das Vorkommen des geschlossenen und offenen **e** in diesen Worten und macht

1) *Elemente der Phonetik* S. 156, Anm. 2.
2) *Phonetische Studien* II, 92.
3) *Zur Aussprache des Französischen* S. 20—28.
4) Thurot, *De la prononciation française depuis le commencement du XIV^e siècle,* I, 211—214.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dasselbe zu einem Charakteristikum individueller Sprechweise in seinen *Parlers Parisiens*. Hiernach findet sich für den geschlossenen oder offenen Vokal in *j'ai, je sais* etc. im allgemeinen eine dialektische Scheidung, in Paris selbst aber die geschlossene Aussprache als gebildete, die offene als volkstümliche Sprechweise. Über die Aussprache von *mes, les, des* etc. herrscht bei den Grammatikern des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts grofse Meinungsverschiedenheit, während im XIX. Jahrhundert, namentlich von den deutschen Orthoepisten und Phonetikern und von den französischen Theoretikern der Bühnenaussprache nur offenes e verlangt wurde, bis im Anfang der neunziger Jahre die französischen Phonetiker (Clédat, P. Passy) damit begannen, ein geschlossenes e in jenen Worten festzustellen. Von den Pariser Aussprachelehrern, auf der Bühne und im höheren Vortrag wird jetzt das offene e noch beibehalten, in der Unterhaltung herrscht bei Gebildeten und Ungebildeten das geschlossene e. Schwankungen sind sehr deutlich zu beobachten. So spricht G. Paris nach Koschwitz bei denselben Worten im Unterhaltungston und in der Lektüre ein geschlossenes, in seinen Vorlesungen aber ein offenes e. Im Laufe des Vortrages des Professor Raguet, der die offene Aussprache des e ausdrücklich als richtig und besser bezeichnete, hörte ich beim Lesen *sait* mit offenem e, dagegen *plaisir* und *cabinet* mit geschlossenem e. Koschwitz läfst die Frage unerörtert, ob das heutige Vordringen des geschlossenen e-Lautes eine neue Entwicklung ist oder in geschichtlichem Zusammenhange mit dem von den Grammatikern des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts bezeugten Gebrauch des geschlossenen Lautes steht. In letzterem Falle könnte der Umstand, dafs dieser Laut von den Orthoepisten des XIX. Jahrhunderts zunächst nirgends beachtet wurde, nur dadurch erklärlich sein, dafs entweder die Beobachtung selbst mangelhaft war oder ganz und gar die volkstümliche Aussprache vernachlässigte, in welcher er vorgekommen sein mufs. Unbedingt ist aber der Vorgang, aus dem jene Schwankungen sich ergaben, noch nicht zum Abschlufs gekommen. Seine Beobachtung ist daher wohl geeignet, die Wahrnehmungsfähigkeit für Lautunterschiede auszubilden. Durch die Eigenart ihrer historischen Entwicklung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erweckt diese sprachliche Erscheinung aber auch ein besonderes wissenschaftliches Interesse für den Gang ihres weiteren Vordringens im heutigen Sprachgebrauch.

Ein psychologisches Moment tritt in den Vordergrund bei der Behandlung des sogenannten tonlosen e, namentlich im Auslaut der Worte. Die Aussprache dieses tonlosen e ist im Unterhaltungstone weniger scharf ausgeprägt als in der gehobenen Rede des zusammenhängenden Vortrags und in der Bühnensprache ernsten Stils und wird von manchen Rednern und Schauspielern sehr auffällig und ziemlich konsequent, von anderen scheinbar regellos durchgeführt. Mehrfach ist bereits der Versuch gemacht worden[1]), den Gebrauch dieses e gesetzmäfsig zu begründen, doch ist bei der Mannigfaltigkeit der Fälle die Meinungsverschiedenheit noch grofs. Es bleibt somit noch ein reiches Feld für Hörübungen und Beobachtungen über diesen Punkt, doch ist dabei zu beachten, dafs die Aussprache des tonlosen e nicht nur durch seine lautliche Umgebung bedingt und nicht nur die Wirkung eines rhytmischen, euphonischen, syntaktischen und rhetorischen Momentes ist, sondern dafs sie zum grofsen Teil auch auf individueller Neigung und sehr oft nur auf bewufster und unbewufster Nachahmung und Gewöhnung beruht.

Die Aussprache des sogenannten „stummen" *e* im Wortauslaut, die ein charakteristischer Zug südfranzösischer Sprechweise ist, kann in Paris nicht mehr als mundartliche Eigentümlichkeit gelten, sondern ist hier zu einem besonderen Mittel des sprachlichen Ausdrucks geworden. Im Alltagsgespräch werden gewisse Worte wie *le bal* und *la balle*, *le parc* und *je parque* durch die Aussprache eines tonlosen e noch deutlich voneinander geschieden, während unter Umständen es als Zeichen einer affektierten Aussprache gelten kann, dieses auslautende

---

1) Suchier in *Gröbers Grundrifs* I, 590; Lubarsch, *Franz. Verslehre* S. 12; Koschwitz, *Zeitschr. f. franz. Spr. u. Litt.* XIII, 118f.; Block, ebenda XIV, 236; Mende, *Die Aussprache des französischen unbetonten* e *im Wortauslaut;* Marelle, *Prononciation de l'e muet;* Psichari, *La poésie nouvelle,* Revue bleue vom 6. Juni 1891 (vgl. Koschwitz, *Parlers Parisiens,* Anhang); Quiehl, *Aussprache* S. 77. Belege bei Passy und Beyer im *Elementarbuch* u. im *Maître phonétique,* sowie bei Koschwitz, *Parlers Parisiens.*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tonlose e im Gesprächston hervortreten zu lassen. Doch wird man in „zweifelhaften Fällen", wie Abbé Rousselot sich ausdrückte, namentlich im Innern der Worte, durch Beibehaltung eines tonlosen e sich schwerlich den Tadel einer schlechten Aussprache zuziehen.

Von den meisten Rednern, wie überhaupt in langsamer und gehobener Sprechweise, wird ein auslautendes tonloses e deutlich gesprochen. Ich habe in den Vorträgen des Litterarhistorikers Doumic, die vielleicht mit Rücksicht auf die fremden Zuhörer sehr langsam und deutlich gesprochen wurden, fast in allen Fällen ein tonloses e gehört, wo die orthographische Schreibung das entsprechende Zeichen gab. Dieses tonlose e unterstützt aber nicht nur, wie hier, die Wortgliederung des Satzes und damit die Deutlichkeit der Aussprache, es verleiht dem Satzgefüge eine reichere Modulation, einen melodischen Tonfall und damit eine höhere oratorische Wirkung, für die das französische Ohr aufserordentlich empfänglich ist. Die Aussprache des tonlosen e am Wortende bringt eine Senkung der Stimme zum Ausdruck, deren musikalisch-psychologische Wirkung in der Lösung gewisser Spannungsgefühle beruht, die durch die vorangegangene Hebung der letzten betonten Silbe angeregt wurden.[1]) Die ästhetische Wirkung des gesprochenen e wird dabei durch den Einfluſs gehoben, den dasselbe auf die Quantität und die Accentuierung des voraufgehenden Vokals sowie auf die Artikulation und Expiration des voraufgehenden Konsonanten ausübt.

Mir scheint es nach meinen Beobachtungen sicher zu sein, daſs der letzte betonte Vokal vor einem tonlosen e infolge der Aussprache desselben verlängert wird und ein Aufsteigen des Tones wahrnehmen läſst, namentlich im Gegensatz zur nachfolgenden Senkung des e. So deutlich trat in den Deklamationen des Schauspielers Berr eine Veränderung der Vokalquantität unter dem Einfluſs eines nachfolgenden tonlosen e hervor, daſs ich im Wortinnern hinter dem langen Vokal eine Senkungspause beobachten konnte, die ohne die Aussprache des auslautenden e nicht möglich gewesen wäre, wie in dem Worte

1) Vgl. hierzu die Analyse rhytmischer Empfindungen bei Wundt, *Grundriſs der Psychologie* 1. Aufl., S. 172.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

poè-te. Allerdings läfst sich aus dieser Beobachtung kein Schlufs über das kausale Verhältnis zwischen der auf die Länge des Tonvokals folgenden Senkungspause und der Aussprache des tonlosen e machen, doch scheint der Zusammenhang beider Erscheinungen sicher zu sein.

Am künstlichen Gaumen hat Rousselot ferner nachgewiesen, dafs durch die Aussprache eines auslautenden tonlosen e, z. B. in dem Worte *balle* im Gegensatz zu *bal* die Berührungsfläche des voraufgehenden l und damit auch die Expirationsstärke desselben geringer ist als beim auslautenden l, oder mit anderen Worten, dafs die Unterdrückung eines tonlosen e durch eine stärkere Artikulation des vorhergehenden Konsonanten ausgeglichen wird. Nach dem physiologischen Gesetze, dafs der höchste Grad der Energie nicht an zwei Organen gleichzeitig sich bethätigt, pflegen nun die stärker artikulierten Konsonanten weniger stimmhaft zu sein, während eine schwache konsonantische Artikulation die Bildung des Stimmtons begünstigt. Hierin scheint ein weiterer innerer Zusammenhang zwischen dem auslautenden tonlosen e und dem unmittelbar vorhergehenden Konsonanten begründet zu sein. Die Stimmhaftigkeit dieses Konsonanten wird einmal durch die Schwächung seiner Artikulation, dann aber auch unmittelbar durch den Stimmton des e selbst begünstigt. Daher tritt auch umgekehrt die Aussprache des tonlosen e sehr leicht und häufig hinter stimmhaften Konsonanten ein (*comme, superbe*), wie ich an den deklamatorischen Vorträgen des Schauspielers Berr beobachten konnte, obwohl in denselben die Aussprache des tonlosen e im allgemeinen von subjektiven künstlerischen Anschauungen über die Rhytmik des Verses abhängig zu sein schien.

Aus rein physiologischen Gründen findet sich ein tonloses e zuweilen auch im Innern der Worte und Sprechtakte zwischen zwei Konsonanten eingeschoben, bei denen entweder die Verschiedenartigkeit ihrer Artikulation einen vermittelnden Übergang erschwert, oder die wegen ihrer Gleichartigkeit zusammenfliefsen könnten (*lorseque, parceque, il ouvre la porte, maître renard*).

Ein wichtiges pädagogisches Interesse, namentlich für neusprachliche Lehrer aus mitteldeutschen Gegenden nimmt die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beobachtung der stimmhaften Konsonanten im Vergleich zu den entsprechenden stimmlosen in Anspruch. Diejenigen Kollegen allerdings, von denen Quiehl a. a. O. S. 37 berichtet, dafs sie nicht im stande seien, den Unterschied zwischen stimmlosem und stimmhaftem **s** zu hören, werden in Paris nicht überall die günstigste Gelegenheit finden, an der sie durch eigne Beobachtung allein ihr Unterscheidungsvermögen ausbilden könnten. Mancher wird daselbst auch überrascht sein, dafs er die Ergebnisse seiner theoretischen Studien oder seiner praktischen Übungen an phonetischen Texten durchaus nicht seinen Erwartungen entsprechend durch direkte Beobachtungen bestätigt findet. Dies hat in mehrfacher Beziehung seinen Grund. Auch in Paris werden, wie mir schien, die stimmhaften Konsonanten in fliefsender Unterhaltung den stimmlosen Konsonanten gegenüber nicht immer klar und scharf zum Ausdruck gebracht, sei es, dafs der Stimmton in jenen zuweilen vernachlässigt wird, oder, was mir wahrscheinlicher ist, dass er auch in diesen mehr oder minder deutlich mitklingt. Die Vertauschung stimmloser und stimmhafter Konsonanten wird auch von französischen Aussprachelehrern als ein ziemlich verbreiteter Aussprachefehler bezeichnet.[1]) In der That bestätigte mir eine gebildete Pariserin, in deren Aussprache mir ein solcher Mangel aufgefallen war, dafs ihr kein wesentlicher Unterschied bewufst sei zwischen der Aussprache der entsprechenden Konsonanten in *poison*, *boisson* und *poisson* sowie in *gâteau* und *cadeau*. An anderer Stelle, wie in den Deklamationen des Schauspielers Berr, wurde allerdings ein fein empfundener Unterschied zwischen stimmhaften und stimmlosen Zischlauten durchgeführt, ohne dafs letztere, ebensowenig wie **p** und **t**, den mit starker Expiration oft verbundenen scharfen Klang besafsen. Nur im Anlaut, besonders nach einer Pause, schien mir in denselben Deklamationen für ein stimmhaftes **d** zuweilen ein stimmloser Laut einzutreten. Die bekannte Thatsache der Angleichung stimmhafter Laute an vorhergehende oder nachfolgende stimmlose und umgekehrt mochte für einzelne dieser Fälle eine genügende Erklärung geben.

---

1) Vgl. B. Varnier, *Petit Traité de Prononciation* S. 27.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine weitere Schwierigkeit findet ein Mitteldeutscher bei der Beobachtung des Unterschiedes zwischen stimmhaften und stimmlosen Konsonanten darin, dafs jener Gegensatz zwischen weicher oder schwach artikulierter und harter oder stark artikulierter Aussprache, der in seiner heimatlichen Aussprache des Deutschen den Gegensatz zwischen stimmhaft und stimmlos oft ersetzt, auch im Französischen vorhanden ist, aber meist nur für die stimmlosen Laute allein.

Irreführend für die Beurteilung eines Unterschiedes zwischen Stimmhaftigkeit und Stimmlosigkeit könnte ferner die verschiedenartige Neigung sein, die das Deutsche und Französische in der Verwendung des Stimmtones, namentlich seiner Schwächung und Steigerung, als Mittel des Ausdrucks besitzt. Während eine Steigerung der Betonung im Affekt bei vielen französischen Worten, z. B. im Anlaut der Verneinungspartikel *non*, von einer entschiedenen Verstärkung des konsonantischen Stimmtons begleitet ist, sodafs hier das anlautende **n** in der Betonung und im Affekt viel sonorer klingt als in der ruhigen Rede, so wird umgekehrt im Deutschen, z. B. das anlautende **n** des Wortes *nein*, in erregter Rede und nachdrücklicher Betonung noch weniger stimmhaft gesprochen, dafür aber weit entschiedener konsonantisch artikuliert, als es in affektloser Redeweise geschieht.

Die Erlernung des konsonantischen Stimmtons läfst sich daher nicht durch Beobachtung und Nachahmung allein ermöglichen, sondern bedarf für die meisten Deutschen, in deren Mundart stimmhafte Konsonanten nicht vorkommen, einer besonderen Unterweisung und Übung. Der Vorschlag eines **m** vor **b**, eines **n** vor **d**, eines deutschen **ng** vor **g**, der zur Erzeugung des Stimmtons in diesen Konsonanten von Schulmännern und Phonetikern mehrfach empfohlen wird[1]), bewährt sich durchaus nicht. Denn **m** und **n** sind wohl stets im Französischen, nicht immer aber im Deutschen stimmhafte Laute. Aufserdem kann auch mit ihnen niemals der „echte Blählaut“

---

1) Vgl. Bahlsen, *Der Sprachunterricht im neuen Kurs* S. 17; Quiehl, *Franz. Aussprache* S. 44, Anm.; Vietor, *Elemente* S. 162, Anm. 4.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erzeugt werden, der für den Stimmton der Verschlufslaute charakteristisch ist.[1]) Zur Erzeugung des Stimmtons mufs bei der Aussprache der stimmhaften Konsonanten die Stimmritze in ähnliche Lage gebracht werden wie bei der Aussprache der Vokale selbst. Dies läfst sich dadurch erreichen, dafs man den Konsonanten unmittelbar zwischen zwei Vokale stellt und während der Aussprache der ganzen Lautgruppe die vokalische Stellung der Stimmritze gleichmäfsig beizubehalten sucht. Hiernach ergeben sich für die Einübung der stimmhaften Verschlufslaute **b, d, g** die Lautgruppen *aba, ada, aga,* während für stimmhaftes **v** sich die Gruppe *uvu* eignen würde. Durch Aneinanderfügung dieser Lautgruppen unter beständiger Beibehaltung der vokalischen Stimmritzenartikulation *aba‿aba‿aba* läfst gleichzeitig die französische Intonation und die Vermeidung des der deutschen Intonation eigentümlichen Kehlkopfverschlusses oder „Knackgeräusches“ üben.

Wenn einerseits die mitteldeutsche Aussprache in Ermangelung des konsonantischen Stimmtones und infolge gleichmäfsig schwacher Artikulation keinen wesentlichen Unterschied zwischen **b** und **p, d** und **t, g** und **k** kennt, und daraus für den Mitteldeutschen eine grofse Schwierigkeit für die Erlernung der französischen stimmhaften Laute erwächst, so ist es andrerseits beachtenswert, dafs die stimmlosen Verschlufslaute **p, t, k** unter Umständen einige Ähnlichkeit mit der französischen Aussprache besitzen. Der mitteldeutschen Aussprache dieser Laute fehlt zuweilen, ebenso wie der französischen, nicht nur der Stimmton, sondern auch die Aspiration, die in Norddeutschland allgemein üblich ist. Neben den namhaften Schwierigkeiten, die nach Beyer, *Phonetik* S. 77 vorzugsweise der Sachse bei Erlernung der französischen Lautsprache zu überwinden hat, bietet ihm daher seine heimatliche Aussprache in der Artikulationsweise dieser stimmlosen Explosiva auch eine Unterstützung zur Nachahmung der entsprechenden französischen Laute. Bei den Aussprachеübungen der Pariser Ferienkurse konnte ich recht gut beobachten, wie namentlich einige aus der Umgegend von Leipzig stammende Teilnehmer sehr leicht

1) Beyer, *Phonetik* 2. Aufl., S. 40 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Artikulation des französischen **t, p, k** fanden, indem sie von den wenig oder gar nicht aspirierten Formen ihrer heimatlichen Mundart ausgingen, dabei allerdings auf sauberere Lippen- und Zungenartikulation achten und die Expiration wesentlich verstärken mufsten.[1])

Zwischen dieser Aspiration und der Zungenartikulation der Verschlufslaute besteht vielleicht ein gewisser Zusammenhang, der besonders bei der Aussprache des **k** darin zu Tage tritt, dafs in den obersächsischen Mundarten ebenso wie im Französischen Aspirationslosigkeit mit palataler Aussprache sich verbindet. Im Französischen wie im Deutschen wird zwar die Artikulation des **k** schon durch vorangehenden oder nachfolgenden Vokal beeinflufst und ist mehr guttural neben gutturalem Vokal, wie in *Kukuk*, mehr palatal neben palatalen Vokalen, wie in *Kikeriki*. In der französischen ebenso wie in der sächsischen Aussprache liegt aber das ganze Artikulationsgebiet des **k** im Vergleich zu demjenigen der gemeindeutschen Aussprache viel weiter nach vorn, am harten Gaumen. Daher ähnelt dieses **k** in französischer und sächsischer Aussprache einem stimmlosen aber etwas stark artikulierten **g**. Es fehlt ihm das Reibegeräusch, dafs beim deutschen **k** nicht nur durch Aspiration, sondern auch durch die Artikulation am weichen Gaumen hervorgerufen wird. Der Klangunterschied

1) Nach Schumann, *Französische Lautlehre für Mitteldeutsche, insbesondere für Sachsen*, 2. Aufl. Leipzig 1896, gilt für den Lautbestand der Dresdener Mundart anlautend vor Vokal an Stelle der entsprechenden stimmhaften und stimmlosen, schwach und stark artikulierten Laute (**b** und **p**, **d** und **t**, **g** und **k**) nur stimmloses **b, d, g**, für letzteres auch oft das stimmlose **k**, wo es sich in der gemeindeutschen Aussprache findet. Dazu wird bemerkt, dafs der Sachse hinter **k, p, t**, namentlich wenn er sich bemüht, diese Laute „richtig" zu sprechen, ein **h** einschiebt. Diese „richtige" Aussprache liegt jedoch, wie schon aus dem Vorhergehenden sich ergiebt, nicht innerhalb der Mundart. Mir scheint daher in den angeführten Fällen die Aspiration nicht als mundartliche Eigentümlichkeit, sondern bei der Bemühung, aus der mundartlichen Sprechweise herauszugehen, als falsche Analogie zu der im Folgenden von Schumann hervorgehobenen Aspiration jener Laute vor Konsonanten. Im westlichen Gebiet der obersächsischen Mundarten ist auch vor Konsonanten die Aspiration der Verschlufslaute, wenigstens des **k**, nicht allgemein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zwischen dem französischen und sächsischen **k** einerseits und dem gemeindeutschen **k** andrerseits ist daher sehr wohl mit der Verschiedenheit des Tones zu vergleichen, die beim Klopfen auf ein und denselben Gegenstand, z. B. eine Tischplatte, einmal mit einem harten Gegenstand, z. B. einem Fingerknöchel, als heller Klang, ein andermal mit einem weicheren, z. B. der Handfläche, als dumpfer Klang erzeugt wird.

Von den Schwankungen in der französischen Aussprache, die eine gröfsere Verbreitung erlangt haben, und von denen manche auf mundartlichen Einflufs zurückgehen und zum Teil auch als Anzeichen einer sprachlichen Entwicklung zu betrachten sind, unterscheiden sich sehr wohl die wirklichen individuellen Aussprachefehler, die auf falscher Gewöhnung oder auf mangelhafter Veranlagung und Ausbildung der Sprachorgane beruhen. Die Kenntnis dieser Fehler ist für die Beobachtung und Aneignung der französischen Aussprache in Frankreich zur Vermeidung von Irrtümern und Unrichtigkeiten nicht ohne Bedeutung. Die Ansichten über das, was als fehlerhaft zu bezeichnen ist, was als individuell oder allgemein verbreitet gilt, gehen allerdings zuweilen weit auseinander, und es giebt wohl noch viele professeurs de diction, die aller Sprachentwicklung zum Trotz jede Abweichung von der althergebrachten Aussprachenorm der Comédie française auch für die Sprache des täglichen Lebens als fehlerhaft bezeichnen. B. Varnier führt in dem bereits erwähnen *Petit Traité de Prononciation* eine Reihe der häufigsten Fehler auf, die von Franzosen selbst in der Aussprache des Französischen begangen werden. Aus den Bemerkungen, die hier ohne nähere lautphysiologische Bezeichnungen gegeben werden, sind folgende Angaben zu entnehmen:

Die Vokale **a, geschlossnes e** und **i** werden infolge zurückgeschobener Artikulation (prononcé du nez ou de la gorge) mit nasalem Klange (son nasillard) gesprochen.

Nasales a (*an*) wird wie **nasales o** (*on*) gesprochen, und umgekehrt **nasales o** wie **nasales a. Nasales e** (*in*) klingt wie **nasales ö** (*un*).

Man findet ferner Vertauschung der stimmlosen und stimmhaften Konsonanten: **t** und **d, p** und **b, f** und **v, ch** und **j.**

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der **k**-Laut (*c*, *k*, *q*) wird zuweilen durch **t** ersetzt.

s wird gelispelt oder lautet wie ein **f** oder ein **ch** oder wie ein stimmloser Zischlaut mit der Zungenstellung des **l.** Auch steht umgekehrt sowohl für das stimmlose **ch** wie für **f** ein **s,** ebenso wie für stimmhaftes **j,** besonders von kleinen Kindern zuweilen ein stimmhaftes **z** gebraucht wird.

Für **r** wird **l, v, g** (der stimmhafte Verschlufslaut) oder das **r grasseyée** gesetzt, oder es wird ganz unterdrückt.

n klingt zuweilen wie **l.**

Eine Aussprache des **l,** die als „blésité" bezeichnet wird, erinnert an den Zischlaut **ch.**

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf